

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Band: 9 (1967)
Artikel: Fortunat v. Juvalta
Autor: Bonjour, Edgar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

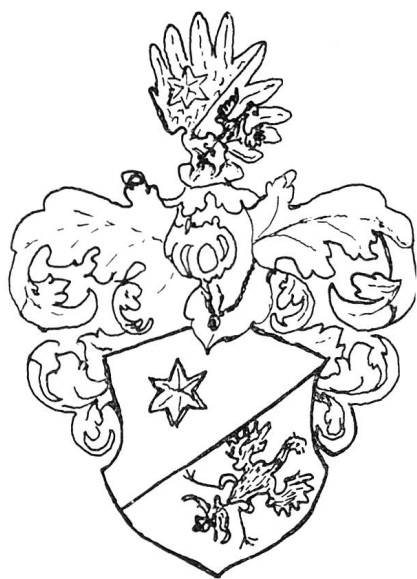
Vergangenes und Gegenwärtiges

Zum 400. Geburtstag eines bedeutenden Chronisten.

Fortunat v. Juvalta

Von Edgar Bonjour

Nicht die Ruhe der Entwicklung, sondern der Wechsel des Schicksals und die Mannigfaltigkeit der Ereignisse haben im Graubünden des 17. Jahrhunderts den Geschichtsschreibern die Feder in die Hand gedrückt.



Wappen der Familie Juvalta

Dort wird zudem stärker als in der übrigen Schweiz die Historiographie vom Charakter und der Parteinahme der Autoren bestimmt. Wo bisher noch ein gemütliches Durcheinander der Konfessionen geherrscht hatte, scheidet jetzt das starre Glaubensbekenntnis die Bündner. Alle Chronisten sind in ungelehrter Umgebung von einem geistigen Streben, von einem einsamen Hochgefühl erfüllt, das sich aus eigenen Impulsen nähren muß und schon deshalb unsere Achtung verdient. Welch bunte Mannigfaltigkeit der Individuen: Vom biederen Schulmeister, der im Sommer als Maler Häuser schlecht und recht dekoriert und im Winter Dorfkind-

unterrichtet, als abgehärteter Fußwanderer mit seiner Frau die Hochtäler durchstreift, von der Kümmerlichkeit des Erdendaseins in seinem Tagebuch unter Tränen und Lächeln Kunde gibt — bis zum adligen Schloßherrn, der die politischen Kraftlinien des internationalen Geschehens durchschaut und die Verflechtung Graubündens in diesem diplomatischen Netz entwirrt. Auf der einen Seite der stille Beobachter, der aus sicherem Winkel als bloßer Zuschauer die Ereignisse innerlich unbeteiligt schildert, auf der andern Seite der von politischer und religiöser Dynamik durchflutete Patriot, der in den Kampf eingreift und partiisch darüber berichtet. Hier der schlichte Pfarrer, der in der Volkssprache, in knorrigem Deutsch oder Romanisch drauflos erzählt, dort der gebildete Humanist, der in geschliffenem Latein überlegen gestaltet, jener dicken Aberglauben auftischend, dieser in aufgeklärtem Geist allen Spuk beiseite schiebend. Der eine urteilt mild über die Sünden des Volkes, der andere rechnet streng mit seinen Lastern ab, sieht in allem Unglück die gerechte Strafe des Höchsten. Worüber einer mit Schalkhaftigkeit und Humor plaudert, das kommentiert ein weiterer mit fast sektiererischem Fanatismus; er möchte Zeugnis für Gott ablegen, indessen der andere an die Belehrung seiner Nachkommen denkt. Kaum jemand will der Wissenschaft dienen; es sind Werke der Erzählung oder Gefühls-erhebung, nicht der Forschung.

Anhand dieser bündnerischen Aufzeichnungen verfolgen wir planmäßiges Wollen und Handeln der Menschen, aber auch Schicksalbedingtes, die Härte der Natur, die Not des Alltags. Der heiße Atem der Zeit weht uns mit seltener Eindringlich-

keit an. Im Mittelpunkt alles Geschehens steht als bewegender Faktor neben der großen Persönlichkeit — und das macht die Vorgänge so anziehend — das Volk, die Demokratie, die nicht selten zur Unberechenbarkeit des Willkürregiments, zum Zerrbild echter Volksherrschaft entartet. Ursprünglich sittliche Antriebe schlagen in Parteiwut um und verderben zu niedrigsten Leidenschaften. Die Masse stößt die Charakterfesten aus und behält die Wankelmütigen. Bestechung, Verfolgung, Unterdrückung, Mord, Justizverbrechen enthüllen das mißbildete Gesicht der Bündner Demokratie. Graubünden stellte, vom Ausland gesehen, einen Sonderfall dar. Es leide an einem Übermaß von Demokratie, war die allgemeine Ansicht, und man nannte es als abschreckendes Beispiel, mit dem man vor den Gefahren der Volksherrschaft warnte.

Aus dieser Zeitnähe des Dargestellten zieht der Historiker reichen Gewinn. Das gilt auch von dem schmalen Buch, welches der 1567 geborene Fortunat von Juvalta hinterlassen hat. Er stammte aus einer bischöflichen Ministerialfamilie, aus einem der ältesten noch blühenden Adelsgeschlechter Bündens. Seine erste höhere Ausbildung genoß er an der Lateinschule von Augsburg, wie sich denn allgemein die Bündner Familien die Schulung ihrer Söhne etwas kosten ließen. Obwohl reformiert, verbrachte Juvalta hierauf zwei Jahre am Hofe des Bischofs von Chur, seines mütterlichen Oheims. Er erzählt selber, was für unnütz vertane Zeit das gewesen sei, und lobt um so mehr den Unterricht der Jesuiten in Dillingen, wo er zwei weitere Jahre verbrachte. Die konfessionell gelinde Haltung der obersten Gesellschaftsschichten Bündens erlaubte ohne Mühe einen solchen Schulbesuch, der in den reformierten Patriziaten der Schweizer Städte jener Epoche undenkbar gewesen wäre. Von den Jesuiten emp-

fung Juvalta eine so tüchtige klassische Bildung, daß ihn der Reformationhistoriker Rosius a Porta einen *vir superiori seculo consultissimus* nannte.

Schon mit einundzwanzig Jahren trat Juvalta in den Staatsdienst. Er bekleidete Ämter in den Vogteien und in seiner Heimat, worauf er zu Fürstenau im Domleschg Wohnsitz nahm. Von den Faktionenkämpfen, die den Freistaat in den folgenden Jahren zerrissen, hielt er sich zwar fern, konnte es aber doch nicht verhindern, daß er vom Thusner Strafgericht als Parteigänger Österreichs empfindlich gebüßt wurde. Hier ist ersichtlich, mit welcher Willkür sich die Volksbewegungen an integren Männern vergriffen. Politische Waghalse wie Georg Jenatsch, die viel weniger zu verlieren hatten als alte, angesehene Familien, konnten sich ungleich rücksichtsloser einsetzen. Juvalta jedenfalls zog sich von der Öffentlichkeit zurück und übernahm nur noch gezwungenermaßen schwierige Missionen und bloß unter der Bedingung, daß man ihm einen Sicherheitsbrief ausstellte, der ihn vor dem Wankelmut des Volkes deckte. So ließ sich der gewandte Diplomat das dornige Geschäft aufnötigen, mit Frankreich über die Zurrückerstattung des Veltlins zu verhandeln. Als Bünden sich mit Österreich verständigte und Juvalta damit sein außenpolitisches Ziel erreichte, legte er alle Ämter nieder, nach zwanzig Jahren, «da er in steter Angst und Kummernis gelebt», wie er schreibt.

Nach den Mühen eines standesgemäßen Staatsdienstes empfand der Zweiundachtzigjährige das Bedürfnis, Denkwürdigkeiten seines Lebens aufzuzeichnen. Mit gutem geistigem Rüstzeug ging er ans Werk. Seine *commentarii vitae* sind in elegantem Latein geschrieben, wie er sich denn schon von jeher durch gewandte Handhabung der alten Sprachen ausgezeichnet hatte. Er bietet einen sachlichen Bericht der Zeitgeschichte, nicht eine Rückschau über persönliche Erlebnisse, aber er berichtet als beseelter Beobachter und kluger Beurteiler. Während Bartholomäus Anhorn und Hans Ardüser aus der Fak-

tenfülle der Bündner Wirren die Hinrichtung Plantas und Berlis ausführlich schildern, ihre letzten Worte, namentlich die berühmte Schafottrede Berlis verzeichnen — vielleicht nach Livius und Sallust leicht stilisiert —, geht Juvalta über alle Scandalosa der Justiz hinweg, läßt nur die Willkür des Volkes greifbar erscheinen. Man sieht hier auch, wie das Ziel eines Fähnliupfes gewöhnlich die Erpressung war, das Herrenleben auf Kosten der Opfer, der Raub. Ein Richter bekannte offen, zur Deckung der vielen Ausgaben müsse irgendwelche Bezahlung erfolgen, und deshalb stimme er für Büßung eines — keiner Schuld überführten — Angeklagten.

Trotz seiner Kürze enthält Juvaltas Buch das Bitterste, was über den bündnerischen Volksstaat gesagt worden ist. Illusionslos, nüchtern, fast grausam schildert er die Volksherrschaft: «So ist nun einmal der Charakter des gemeinen Haufens, öffentliche Verhandlungen billigt und bestätigt er durch Abgabe seiner Stimme, das günstig Ausfallende schreibt er sich selbst zu, während er alles, was unglücklich geht, immer seinen Lenkern zur Last legt und stets die durch Natur- und Glücksgaben Bevorzugten, ohne es sich jedoch merken zu lassen, für feindselig und verdächtig hält und bei gegebenem Anlasse mit Schadenfreude zu stürzen und zu unterdrücken sucht.» Juvalta führt die Demokratie ohne allen Aufputz vor, zeigt, wie oft sie in Anarchie versinkt.

Auf Grund seiner Verdienste um den Staat erlaubt er sich als unabhängiger Mann ein offenes Wort. Aufrecht in seinem Wesen und geradlinig in seinem Denken, nennt er die Dinge bei ihrem wahren Namen. Aber er poltert nicht in belehrendem Ton, ist kein Sturmbock wie Ulrich Campell. Es bleibt ungewiß, ob er je an eine Veröffentlichung seiner Denkwürdigkeiten gedacht hat. Vielmehr hält er mit sich selber Zwiesprache, um sich von quälenden Vorstellungen zu erlösen — vielleicht doch auch mit der Nebenabsicht, auf sein Volk bessernd einzuwirken. Diese Vermutung stützt sich hauptsächlich

auf die eingehende Art, in der er Fragen der Außenpolitik behandelt. Wenn andere ihre Anschauungen und Gefühle ausbreiten, redet er ausschließlich von der Sache. *Vir fide dignissimus* nannte ihn ein kritischer Landsgenosse. Juvalta hat das Zeug zum echten Historiker; er will nur der Gerechtigkeit dienen.

Den gebildeten Menschen und begabten Geschichtsschreiber verrät schon sein damals ungewöhnlicher Versuch, einen Überblick über die Epoche zu geben und ihren Gehalt zu vermitteln. Nie verliert er sich ins einzelne, wie seine munter plaudernden Zeitgenossen, sondern erwähnt das Detail nur dort, wo es für das Verständnis wichtig ist. Er selbst bleibt vornehm im Hintergrund. Immerhin berichtet er, wie ungerecht das Strafgericht von Thusis mit ihm umging. Und dann stellt er unverblümt das Sündenregister des bündnerischen Volksstaates auf: die Bestechung der Richter, die Erschleichung der Ämter, die persönliche Bereicherung durch schändliche Ausnützung der Vogteien. Juvalta hatte sich seinerzeit für Reformen eingesetzt, hatte gegen die Listen und Tücken geriebener Volksverführer gekämpft und schließlich als einen teilweisen Erfolg das Ämterdekret gebucht, das die Besetzung der Vogteien nach dem Los vorsah. In der Praxis aber bewährte sich dieses sogenannte demokratische System, das anderwärts in der Eidgenossenschaft wohlthätige Wirkungen zeitigte, keineswegs. Das Los schickte Vögte ohne jede Vorbildung und Eignung ins Veltlin, törichte Gesellen, die sich dort lächerlich machten und der bündnerischen Sache schaden.

Einsichtig erörtert Juvalta die außenpolitischen Probleme. Hier übertrug er alle bündnerischen Chronisten seiner Zeit. Denn er ist nicht wie sie Parteimann, sondern erhebt sich über die Faktionen, wacht eifersüchtig über dem Wohl seines Vaterlandes, überzeugt, daß es von allen auswärtigen Mächten mißhandelt wird. Weil aber das Paß- und Durchgangsland Graubünden sich nicht vom Ausland abschließen kann, sondern sich an einen

Nachbarn anlehnen muß, empfiehlt er denjenigen zum Bündnis, der Graubünden gegebenenfalls am meisten schaden könnte: Spanien-Österreich. Der reformierte Ritter scheute sich nicht, zum Entsetzen der Prädikanten, die Freundschaft mit der katholischen Vormacht in Europa anzuraten. Er schlug diese politische Richtung von Anfang ein, hielt trotz allen Angriffen unbeirrt daran fest und sollte am Schluß, wie die Ereignisse zeigten, Recht behalten.

Es fällt überhaupt auf, wie konfessionell unbefangen er in dieser konfessionell gespannten Zeit dachte, wo seine eifrigen Glaubensgenossen am liebsten aus Graubünden einen reformierten Kirchenstaat gemacht hätten. Auch der Rassenhaß, der einen Ulrich Campell erfüllte, ist ihm vollkommen fern, wie er denn von vorgefaßten Ideen frei war. In dem Jesuitenkolleg von Dillingen, schreibt er, sei nicht zu befürchten, daß die reformierten Jünglinge vom Pesthauche des Lasters angesteckt und verdorben würden; denn scharfe Zucht halte sie alle im Zaum.

Aufschlußreich für den Autor ist, wie er den Ausgang der Bündner Wirren bewertet. Er geißelt den Betrug mit den Cleveren Artikeln, beklagt es bitter, daß die Bündner schon so oft durch die Franzosen hinters Licht geführt worden seien, und billigt den Aufstand gegen Frankreich zur Rettung der «siechen bündnerischen Freiheit». Dem guten Herzog Rohan begegnet er, wie die ganze bündnerische Historiographie, mit sympathischen Gefühlen. Über Jenatsch, den Günstling der Volkslaune, verliert er kein Wort. Dieses eisige Schweigen beweist überdeutlich, wie sehr sich der Edelmann vom vulgären Verräter distanziert. Auch Fortunat Sprecher und Ulysses Salis-Marschlins kommen in ihren zeitgenössischen Geschichts- und Memoirenwerken über den Abfall von Rohan nicht hinweg, auch ihnen bleibt Jenatsch verdächtig, wie denn Jenatsch sogar im Ausland ein schlimmes Nachleben hatte, als treuloser Mensch und als Schande seines Pfarrerstandes. Um die

hinreißende Persönlichkeit Jenatschs zu verstehen, muß man Bartholomäus Anhorn's Graw-Püntner-Krieg lesen, sein trostloses Bild der Bündner Demokratie, des Wirrwarrs von Ratlosigkeit, Geschwätz, Verdacht, Parteiwut, Ränken des Auslandes, Unbelehrbarkeit des Volkes — dieses ganzen Höllenbreughels, das nur der geborene Volksführer meistert. Erst im ausgehenden 19. Jahrhundert, da man sich für Renaissance-menschen begeisterte, gelang Conrad Ferdinand Meyer der Kunstgriff, Jenatsch der Nachwelt nahe zu bringen. Er unterstrich, wie man richtig bemerkte, die großen Sünden des Gewaltmenschen und mo-

tivierte sie patriotisch, während er die zahlreichen kleinen Gemeinheiten in Jenatschs Leben unterdrückte.

Die vaterländische Erschütterung, die Unruhen der Parteikämpfe, der konfessionelle Hader haben in Graubünden einen so reichen historiographischen Niederschlag gefunden, wie ihn andere Kantone kaum aufzuweisen haben. Aber unter allen Monographien über das große Anliegen der Zeit, die Bündner Wirren, bietet die Schrift des Fortunat Juvalta die dichteste Synthese, den gescheitesten Zusammenhang von Ursache und Wirkung, den knappsten, kräftigsten Ausdruck.

Die Familie Gander in Safien

Von *Peter Flisch*

Im vorletzten Jahrbuch hat Redaktor P. Metz in einem Artikel über das bündnerische Zeitungswesen mehrmals den Namen Christian Tester erwähnt. Dieser und sein Vater, Prof. Chr. Tester an der Kantonsschule Chur, sowie auch Dekan Tester und Landammann Alexander Tester waren Angehörige der Gemsjägerfamilie Luzi Tester in Safien. Über diese Familie sollte eine Genealogie verfaßt werden, die wohl manches Wertvolle enthielte aus dem damaligen Leben im Bergtal. Meine Mutter hat noch zu erzählen gewußt von einem Xander Tester, der im obern Haus auf dem Brunnen erwachsene Burschen des Tales zu Lehrern vorbereitet habe, lange vor der Gründung eines staatlichen Seminars, und so Safien den Namen als Land der Lehrer erhalten hat.

Die Safier haben zwar ihren Chronisten Martin Hunger in Camana-Boden, der mit seinem Vater im Zeitlauf von hundert Jahren viel notiert hat, wie Korn und Heu geraten sind, über Preise des Viehs, das man über die Berge nach dem Süden auf die Märkte gebracht, und über die Ware, die man dort gekauft hat, über Lawinennot im Winter und Murgänge, aber wenig, was über Menschen zu erfahren ist. So möchte ich heute etwas erzählen

von einer Safier Familie, von der Familie Gander, die zwar nicht besonders hervorgetreten ist, von der wir aber doch manches vernehmen, das auch der jüngeren Generation lesenswert erscheinen mag.

Im vorletzten Sommer sei ein Fremder nach Safien gekommen und habe sich als Christian Gander vorgestellt. Seine Familie habe das Hotel Schweizerhof in Bern geführt und stamme ursprünglich aus Safien. Die Vorfahren seien vor hundert oder mehr Jahren aus dem Tal fortgezogen, und nun möchte er sich erkundigen, wo diese gewohnt haben mochten. Die junge Wirtin wußte keine Auskunft zu geben und andere auch nicht. Schade, wäre ich zu jener Zeit droben gewesen, so wäre ich mit dem fremden Besuch hinaufgestiegen auf den alten Hof Broscaleschg, der nach Wartmann schon 1344 von den Tumben von Neuburg bei Untervaz dem Donat von Rhäziins versetzt worden sei. Dort hätten wir beim alten Ganderhaus, das schon seit mehr als hundert Jahre lang nicht mehr bewohnt ist, auf dem Firstbalken groß und schön eingeschnitzt lesen können: «Christen Gander 1700. Mis.» (Mis will sagen: Mein Haus.) In einem neueren Ganderhaus hätten wir dann unter vielen alten Dokumen-